

WILLIAM BOYD



*Eines  
Menschen  
Herz*

ROMAN



K  
A  
M  
P  
A

WILLIAM BOYD



*Eines  
Menschen  
Herz*

ROMAN



K  
A  
M  
P  
A

**William Boyd**

# **Eines Menschen Herz**

Roman

Aus dem Englischen von Chris Hirte

Kampa

Für Susan

*»Sagen Sie nie, Sie wüssten das letzte Wort über eines  
Menschen Herz.«*

Henry James

# Die intimen Tagebücher des Logan Mountstuart

## Vorbemerkung zu den Tagebüchern

»Yo, Logan«, schrieb ich. »Yo, Logan Mountstuart, vivo en la Villa Flores, Avenida de Brasil, Montevideo, Uruguay, America del Sur, El Mundo, El Sistema Solar, El Universo.« Das waren meine ersten Worte – oder, genauer, dies ist meine älteste Aufzeichnung und der Beginn meiner schriftlichen Existenz –, verewigt auf dem Vorsatzblatt eines indigoblauen Taschenkalenders von 1912 (den ich noch besitze und der ansonsten leer geblieben ist). Damals war ich sechs Jahre alt. Heute<sup>1</sup> erstaunt es mich, dass ich meine ersten Worte in einer Sprache schrieb, die nicht die meine ist. Die flüssige Beherrschung des Spanischen ist mir verloren gegangen – dieser Verlust in meiner sonst vollkommen ungetrübten Kindheit schmerzt mich am meisten. Das für meine Zwecke genügende, fehlerhafte, grammatisch schwerfällige Spanisch, das ich heute spreche, ist der erbärmlichste Abkömmling des natürlichen Umgangsgeplappers, das in meinen ersten neun Lebensjahren aus mir heraussprudelte. Seltsam, wie

vergänglich diese frühen sprachlichen Fähigkeiten sind, wie leichtfertig und schnell sie das Gedächtnis aufgibt. Ich war ein zweisprachiges Kind im wahren Sinne, denn das Spanisch, das ich sprach, unterschied sich in nichts von dem eines Uruguayers.

Uruguay, das Land meiner Geburt, hat sich genauso nebelhaft in meinem Kopf erhalten wie das Alltagsspanisch, das ich einst mühelos beherrschte. Ich bewahre die bildliche Erinnerung an einen breiten braunen Fluss, die Bäume am anderen Ufer dicht gedrängt wie Brokkolisprossen. Auf dem Fluss sehe ich ein schlankes Boot mit einer einzigen Person im Heck. Das Boot treibt flussabwärts, der kleine Außenbordmotor kerbt eine schaumige Kiellinie in die bewegte Wasserfläche, und das Uferschilf, das von der Bugwelle erfasst wird, schwankt und nickt und beruhigt sich wieder, als sich das Boot entfernt. Bin ich die Person im Boot, oder bin ich der Zuschauer am Ufer? Ist das die Stelle am Rio Negro, wo ich als Kind oft angelte? Oder ist es die Vision einer Reise durch die Zeit, einer Reise, die so vergänglich ist wie die Spur eines Bootes im fließenden Strom? Leider kann ich dieses Bild nicht als meine erste, verlässlich datierbare Erinnerung bezeichnen. Diese Ehre kommt einem anderen Anblick zu, dem Anblick des kurzen, stummelartigen und beschnittenen Penis meines Tutors Roderick Poole, den ich mit verhohlener Neugier registrierte, als er nackt aus der atlantischen Brandung von Punto del Este stieg, wohin wir beide an einem Junitag des Jahres 1914 zum Picknick

gefahren waren. Ich war acht Jahre alt, und Roderick Poole war aus England nach Montevideo gekommen, um mich auf St. Alfred's vorzubereiten, meine englische Vorschule. Wenn's geht, immer nackt schwimmen, Logan, war der Rat, den er mir an jenem Tag erteilte, und ich habe stets versucht, mich daran zu halten. Wie dem auch sei, Roderick war beschnitten und ich nicht – was erklären mag, warum ich dem Anblick so viel Aufmerksamkeit widmete, nicht aber, warum mir ausgerechnet dieser Tag im Gedächtnis geblieben ist. Die Erinnerungen an die Zeit davor sind wirr und verschwommen, ohne Zeit und ohne Ort. Ich wünschte, ich hätte etwas Bezeichnenderes, Poetischeres, meiner nachfolgenden Biographie Angemesseneres zu bieten als das. Aber ich muss bei der Wahrheit bleiben – wo, wenn nicht hier?

Die ersten Seiten des Tagebuches, das ich fünfzehnjährig begann und dem ich, wenn auch mit Unterbrechungen, mein Leben lang treu geblieben bin, sind verschollen. Das ist kein großer Verlust, denn zweifellos enthalten sie die Gelöbnisse fast aller intimen Tagebücher und bekennen sich ebenfalls zum Vorsatz vollständiger und unerschütterlicher Wahrhaftigkeit. Ich dürfte mich auf absolute Offenheit eingeschworen und mir alle Schamgefühle angesichts der dadurch hervorgerufenen Entblößungen versagt haben. Warum fühlen wir Tagebuchschreiber uns zu einer solchen Verfahrensweise gedrängt? Spüren wir die permanente Gefahr des Abgleitens in uns, den Drang, zu fälschen und zu

kaschieren? Gibt es Seiten in unserem Leben – Dinge, die wir tun, denken und fühlen –, die wir nicht zu enthüllen wagen, nicht einmal vor uns selbst, nicht einmal in der absoluten Abgeschlossenheit unserer privaten Aufzeichnungen? Wie dem auch sei: Ich habe mir sicher geschworen, die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit usw. usw., und ich glaube, diese Blätter werden meinem Vorsatz gerecht. Ich habe mich manches Mal gut verhalten, und ich habe mich manches Mal alles andere als gut verhalten – aber ich habe immer allen Versuchungen widerstanden, mich in ein besseres Licht zu rücken. Es gibt keinerlei Streichungen mit dem Zweck, etwaige Fehltritte zu vertuschen (»Die Japaner werden es niemals wagen, die USA von sich aus anzugreifen«), keinerlei Zusätze mit dem Ziel, mir unverdiente Weisheiten anzumaßen (»Die ganze Erscheinung dieses Herrn Hitler ist mir zuwider«), und keinerlei Einschübe, die kluge Voraussicht beweisen sollen (»Gäbe es doch nur die Möglichkeit, die Kraft des Atoms auf sichere Art zu zähmen«) – denn das ist nicht der Sinn eines Tagebuchs. Wir führen Tagebuch, um die Vielgestaltigkeit des Ich einzufangen, die uns, das menschliche Individuum, formt. Man stelle sich unseren Werdegang vor wie eine der bekannten Zeichnungen, die die Abstammung des Menschen illustrieren: Dem zottigen Affen, dessen Hände am Boden schleifen, folgen Hominiden, die sich allmählich aufrichten und einen Teil ihrer Behaarung verlieren – bis hin zum weißen und glatt rasierten Nudisten, der stolz die Steinaxt oder den Speer

schwingt. All diese Zwischenstadien suggerieren ein unaufhaltsames Fortschreiten bis hin zu diesem athletischen Idealtypus. Aber unser Leben verläuft nicht in dieser Weise, und ein aufrichtiges Tagebuch konfrontiert uns mit einer sprunghafteren und ungeordneteren Wirklichkeit. Die verschiedenen Lebensetappen existieren zwar, aber sie sind durcheinandergeworfen, einander entgegengestellt und wiederholen sich, wie es der Zufall will. Die verschiedenen Verkörperungen des Ich kämpfen auf diesen Blättern um Vorrang: Der Neandertaler mit den zusammengewachsenen Augenbrauen schubst den axtschwingenden *homo sapiens* beiseite; der neurasthenische Intellektuelle trampelt den lehmbeschmierten Urmenschen nieder. Darin verbirgt sich kein tieferer Sinn; ein logischer, erkennbarer Fortschritt findet nicht statt. Das wahrhaftige *journal intime* trägt diesem Umstand Rechnung und versucht nicht, eine Ordnung oder Hierarchie zu errichten, versucht nicht zu urteilen oder zu analysieren: Ich bestehe aus all diesen verschiedenen Wesen - all diese unterschiedlichen Menschen sind mein Ich.

Jedes Leben ist gewöhnlich und außergewöhnlich zugleich - es ist das Mischungsverhältnis dieser beiden Kategorien, das ein Leben interessant oder banal erscheinen lässt. Ich wurde am 27. Februar 1906 in Montevideo, Uruguay, geboren, der an einer Meeresbucht gelegenen Hauptstadt des kleinen Landes, das vom rinderreichen Argentinien und dem brütend heißen

Brasilien eingeklemt wird. »Die Schweiz Südamerikas« wird das Land manchmal genannt, und denkt man bei diesem Vergleich an ein Binnenland, ist das nicht ganz abwegig, denn trotz der langen Küste – die Republik ist auf drei Seiten von Wasser umgeben, dem Atlantik, der gewaltigen Bucht des Rio de la Plata und dem breiten Rio Uruguay – sind die Uruguayer hartnäckige Landratten, ein Umstand, der mir stets das Herz erquickt hat, zumal ich innerlich gespalten bin in einen seezugewandten Briten und einen wasserscheuen Uruguayer. Meine ganze Natur ist ihrer genetischen Herkunft gemäß zweigeteilt: Ich liebe das Meer, aber vom Strand aus. Meine Füße müssen stets auf festem Grund stehen.

Mein Vater hieß Francis Mountstuart (geb. 1871), meine Mutter Mercedes de Solis. Sie behauptete, von Juan de Solis abstammen, dem ersten Europäer, der im frühen 16. Jahrhundert seinen Fuß auf uruguayischen Boden setzte – ein Schritt, der ihm kein Glück brachte, denn er und die meisten seiner Entdeckerkumpanen wurden sogleich von den Charrua-Indianern massakriert. Sei's drum: Ob meine Mutter mit ihrer eitlen Prahlerei recht hatte, bleibt unbeweisbar.

Meine Eltern fanden zusammen, weil meine Mutter, die gut Englisch sprach, die Sekretärin meines Vaters wurde. Mein Vater war Geschäftsführer der uruguayischen Zweigniederlassung der Fleischverarbeitungsfabrik Foley & Cardogin. Das berühmteste Produkt der Firma war Foley's Finest Corned Beef – (»Foley's Finest«: Wir Briten

haben alle irgendwann im Leben einmal Foley's Corned Beef gegessen) –, aber das Hauptgeschäft bestand im Export gefrorener Rinderhälften aus dem riesigen *frigorífico* – einem Schlachthof mit angeschlossenem Kühlhaus –, der ein paar Meilen westlich von Montevideo an der Küste gelegen war. Foley's war zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwar nicht der größte *frigorífico* von Uruguay (diese Ehre kam Lemco's in Fray Bentos zu), aber er warf viel Gewinn ab – dank dem Fleiß und der Beharrlichkeit von Francis Mountstuart. Mein Vater war vierunddreißig Jahre alt, als er meine (zehn Jahre jüngere) Mutter 1904 in der schönen Kathedrale von Montevideo heiratete. Zwei Jahre später kam ich, ihr einziges Kind, zur Welt und wurde zu Ehren meiner Großväter (die mich beide nicht mehr erlebten) Logan Gonzago getauft.

Ich grabe in meinen Erinnerungen und hoffe, Bruchstücke von Uruguay zutage zu fördern. Ich sehe den *frigorífico* – eine riesige weiße Fabrik mit steinernem Pier und hohen Schornsteinen. Ich höre das Gebrüll von Tausenden von Rindern, die darauf warten, getötet, geschlachtet und eingefroren zu werden. Aber ich mochte den *frigorífico* und den kalten Hauch des industriellen Massentodes nicht<sup>2</sup> – er machte mir Angst –, und ich hielt mich lieber zu Hause auf, in unserer großen Villa und auf dem dicht bewachsenen Grundstück, das an der vornehmen Avenida de Brasil gelegen war – in der Neustadt von Montevideo. Ich erinnere mich an einen Zitronenbaum in unserem Garten und an zitronenfarbene Lichtflecken auf

einer Steinterrasse. Es gab eine Fontäne, eine wasserspeiende Putte aus Blei, die in eine Mauer eingelassen war. Die Putte, fällt mir jetzt ein, sah aus wie die Tochter von Jacob Pauser, und Jacob Pauser war der Verwalter der zwölftausend Hektar großen Foleyschen *estancia* in der *Banda Oriental*, dem purpurrot blühenden, von Rinderherden durchzogenen Weideland Uruguays. Wie hieß das Mädchen nur? Nennen wir sie Esmeralda. Kleine Esmeralda Pauser – du darfst meine erste Liebe sein.

Zu Hause sprachen wir Englisch, und als ich sechs war, ging ich in die von Spanisch sprechenden Nonnen geführte katholische Schule auf der Playa Treinta y Tres. Ich konnte Englisch lesen, aber kaum schreiben, als Roderick Poole 1913 eintraf (frisch aus Cambridge mit einem einfachen Abschluss in Geisteswissenschaften), um meine vernachlässigte Bildung auf Vordermann zu bringen und mich auf die St. Alfred's School in Warwick, Warwickshire, England, vorzubereiten. Ich hatte keine rechte Vorstellung von England, meine Welt war Montevideo und Uruguay. Lincoln, Shropshire, Hampshire, Romney Marsh und Southdown – so hießen die Schafsrassen, die im *frigorífico* meines Vaters verarbeitet wurden, und das war alles, was mich mit meinem Vaterland verband. Eine weitere Erinnerung. Nach dem Unterricht nahm mich Roderick ins Seebad Pocitos mit (wo er seine Badekleidung tragen musste), und wir fuhren mit der Tramlinie 15 oder 22. Am liebsten bestellten wir Sorbet, und zwar im Garten des Grand-Hotels, der in voller Blüte stand: Levkojen, Flieder,

Orangen, Myrten und Mimosen, und in der milden Abenddämmerung ratterten wir dann nach Hause zurück, wo meine Mutter in der Küche die Köchin anschrte und mein Vater auf der Terrasse saß und seine tägliche Zigarre rauchte.

Die Familie Mountstuart stammt aus Birmingham, mein Vater ist dort geboren und aufgewachsen, und auch der Hauptsitz von Foley & Cardogin befand sich dort. 1914 beschloss die Firma, sich auf ihre australischen Fleischfabriken zu konzentrieren, die Niederlassungen in Neuseeland, Rhodesien und Uruguay wurden an eine argentinische Firma verkauft, an die Compañía Sansinena de Carnes Congeladas. Mein Vater wurde zum Generaldirektor befördert und nach Birmingham zurückbeordert. Die Überfahrt nach Liverpool machten wir auf dem Dampfer *Zenobia*, in der Gesellschaft von zweitausend gefrorenen Pollen-Angus-Rindern. Der Erste Weltkrieg begann eine Woche nach unserer Ankunft in England.

Habe ich geweint, als ich auf die schöne Stadt unter dem kleinen, festungsbekrönten Hügel zurückblickte und wir die gelben Fluten des Rio de la Plata hinter uns ließen? Wahrscheinlich nicht. Ich teilte mir die Kajüte mit Roderick Poole, und er brachte mir Zweier-Rommé bei.

Die Stadt Birmingham wurde meine neue Heimat. Ich tauschte die Eukalyptushaine von Colón, die Grasmeeere des Campo und die endlosen Weiten des Rio de la Plata gegen eine hübsche viktorianische Backsteinvilla in Edgbaston.

Meine Mutter war entzückt, in Europa zu sein, und gefiel sich in ihrer neuen Rolle als Generaldirektorsgattin. Ich wurde Internatsschüler in St. Alfred's (wo ich binnen Kurzem den Spitznamen »Ithaker« bekam - ich war ein Knabe mit dunklen Augen und dunklem Teint) und wechselte mit dreizehn Jahren ins Abbeyhurst College (allgemein bekannt als Abbey) - eine bedeutende, wenn auch nicht ganz erstrangige Knabenschule -, um die Sekundärstufe abzuschließen. Und dort, im Jahr 1923, als ich siebzehn war, beginnt mein erstes Tagebuch und mit ihm die Geschichte meines Lebens.

# Das Schultagebuch

1923

## *10. Dezember 1923*

Wir – die fünf Römisch-Katholischen – kamen von der Bushaltestelle und liefen die Auffahrt zur Schule hinauf, frisch von der Messe, als Barrowsmith und vier, fünf andere Neandertaler anfangen, uns als »Papistenschweine« und »irische Verräter« zu beschimpfen. Zwei aus den unteren Klassen brachen sofort in Tränen aus, also ging ich zu Barrowsmith und stellte ihn zur Rede: »Dann sag uns doch, zu welcher Kirche du gehörst, Barrowboy.« »Kirche von England natürlich, du Idiot«, sagte er. »Da kannst du dich glücklich schätzen«, erwiderte ich, »dass es wenigstens eine Kirche gibt, die solche Widerlinge duldet wie dich.« Alle lachten, selbst Barrowsmith' Affenbande. Ich trieb meine kleine Herde zusammen, und wir kamen ohne weitere Zwischenfälle aufs Schulgelände zurück.

Scabius und Leeping<sup>3</sup> erklärten, meine Leistung sei Knapp unter Hervorragend geblieben, aber der Wortwechsel sei putzig genug gewesen, um in unserem *Livre d'Or* verewigt zu werden. Ich wandte ein, ich hätte gar nicht anders als unter Hervorragend bleiben können, wegen des potenziellen Risikos körperlicher Attacken

vonseiten Barrowsmith' und seiner Lakaien, aber Scabius und Leeping stimmten dagegen. Die Schweine! Der kleine Montague, eine der beiden Heulsusen, war der Zeuge, und Scabius und Leeping lieferten unter Lobsprüchen ihr Honorar ab (je zwei Zigaretten für knapp unter Hervorragend).

Nach der Schule beim Tee heckte ich einen Plan für das Herbsttrimester aus. Es sei nicht gut, darauf zu warten, sagte ich, dass die verschiedenen Anlässe, sich hervorzutun, einfach so passierten – wir müssten sie selber initiieren. Ich machte den Vorschlag, uns alle einer Herausforderung auszusetzen, uns reihum zu zweit eine Aufgabe für den jeweils Dritten auszudenken und die Durchführung (mitsamt Nachweisen, soweit vorhanden) im *Livre d'Or* festzuhalten. Nur auf diese Weise, gab ich zu bedenken, könnten wir die grässlichen Härten des Wintertrimesters überstehen, und danach wären wir schon auf der Zielgeraden: Das Sommertrimester sei stets angenehmer und werde wie von selbst laufen. Dann kämen nur noch die Abschluss- und die Aufnahmeprüfungen, und wir wären frei – natürlich in der Hoffnung, dass uns Oxford offenstünde (Scabius und mir zumindest; Leeping meinte, er habe nicht die Absicht, drei Jahre seines voraussichtlich kurzen Lebens an der Universität zu vergeuden). Scabius machte den Vorschlag, eine Kasse für die Finanzierung einer limitierten De-Luxe-Édition des *Livre d'Or* einzurichten, die dann als Privatdruck erscheinen soll, und sei es nur, um die Schändlichkeiten der Abbey für alle

Zeiten zu verewigen. »Oder als Abschreckung für unsere Nachkommen«, fügte Leeping hinzu. Dies wurde einstimmig angenommen, und wir zahlten alle einen Penny in den neuen »Publikationsfonds« ein, während Leeping bereits über Papiersorten, den geprägten Ledereinband und dergleichen nachdachte.<sup>4</sup>

Im Schlafsaal delectierte ich mich in der Nacht an wonnevollen Lucy-Phantasien. Nr. 127 in diesem Trimester.

### ***12. Dezember [1923]***

Mr Holden-Dawes empfahl meinen Dryden-Aufsatz der obersten Englischklasse als Vorbild, was mir äußerst peinlich war, mir aber zugleich auch schmeichelte. »Sollte einer von euch nach Erleuchtung streben, ist Mountstuart sicher bereit, gegen bescheidenes Entgelt eine private Lesung zu veranstalten«, sagte er. (Eine Gemeinheit, dachte ich. H-D hat eine boshafte Ader. Aber vielleicht spürte er nur meinen unbändigen Stolz?)

Seine eher gutmütige Ader wurde am Abend erkennbar, als er im Kreuzgang auf mich zukam und wir zusammen zur Kapelle gingen. »Haben wir es schon geschafft, dich zu bekehren?«, fragte er mich an der Tür. Ich verstehe nicht, sagte ich. »Hat all dieser Anglikanismus nicht deinen Glauben untergraben?« Das war eine seltsame Frage, und ich murmelte ausweichend, dass ich noch nicht darüber nachgedacht habe. »Das sieht dir aber gar nicht ähnlich, Mountstuart«, sagte er und ging weiter. Beim Abendessen fragte ich Leeping, ob er eine Ahnung hat, was H-D von mir

will. »Er will, dass du auch so ein fanatischer Atheist wirst wie er«, sagte Leeping. Wir sprachen weiter über den Glauben, auf eine interessante und nicht zu hochtrabende Art, wie ich annehme. Leeping ist ein guter Kopf, vermute ich, wenn er nur seine unglaubliche Selbstgefälligkeit ablegen würde. Ich fragte ihn, warum er als Jude nicht genauso zur Synagoge geht wie wir Katholiken zur Messe. Ich mag ja Jude sein, sagte er, aber in dritter Generation, ein anglikanischer Jude. Das kam mir ein bisschen obskur vor, und jetzt verstehe ich, warum ich mir über Religion nicht so viele Gedanken mache. Der grässliche Stumpfsinn des unkritischen Glaubens. Alle großen Künstler sind Zweifler. Vielleicht lasse ich das in den nächsten Aufsatz für H-D einfließen. Es wird ihm gefallen. Beim Hinausgehen hat mir Leeping gebeichtet, dass er eine gewisse Schwäche für den kleinen Montague entwickelt hat. Ich sagte, der kleine Montague ist ein korruptes Scheusal in spe - ein Scheusälchen. Leeping lachte laut. Dafür mag ich ihn.

### ***18. Dezember [1923]***

Ich schreibe dies im Zug nach Birmingham, und anhaltende tiefe Niedergeschlagenheit hat sich meiner bemächtigt. Es war bitter, Scabius und Leeping und mit ihnen neunzig Prozent der Schule in den Zug nach London und dem Süden steigen zu sehen. Nachdem sich die Einheimischen zerstreut hatten, standen noch zwanzig von uns am Bahnhof und warteten auf die verschiedenen Züge zu den

entlegenen und widerwärtigen Provinzstädten (der Bahnhof von Norwich, deucht mich, ist der Inbegriff provinzieller Langeweile). Endlich fuhr mein Zug ein, und ich konnte ein leeres Abteil im letzten Wagen auftreiben. Unterwegs sind allerdings einige zugestiegen, aber ich sitze über das Tagebuch gebeugt und schreibe, schaue mich unauffällig um, und mir wird immer schwerer ums Herz, während die Meilen zwischen mir und meinem »Zuhause« immer weniger werden. Der stämmige Matrose und sein angemaltes Flittchen, der Handlungsreisende mit seinem Pappkoffer, die dicke, Bonbons kauende Frau, die immer zwei nimmt, während sie dem winzigen, stillen Kind, das mit wachem Blick neben ihr sitzt, nur eins gibt. Ziemlich guter Satz.

Später. Mutters Inneneinrichtung ist in meiner Abwesenheit hurtig fortgeschritten. Sie hat – ohne mich zu fragen – mein Zimmer tapeziert, dunkelkaramell mit einem Muster aus verschwommenen silbergrauen Schilden oder Wappen. Absolut scheußlich. Das Esszimmer hat sie zu ihrem »Nähzimmer« gemacht, sodass wir im Wintergarten essen müssen, wo es nun, mitten im Winter, infernalisch kalt ist. Mein Vater scheint diese und andere Veränderungen ohne Murren zu akzeptieren. Mutters Haar ist schwarz wie Rabengefieder, und langsam, fürchte ich, macht sie sich damit lächerlich. Ferner haben wir ein neues Automobil, einen Armstrong-Siddely, der funkelnd und

unbenutzt in der Garage steht, mit einer Plane zugedeckt. Vater zieht es vor, mit der Tram ins Büro zu fahren.

Machte, schon von Langeweile geplagt, einen Spaziergang durch Edgbaston, schaute mir die großen Villen an und suchte vergeblich nach einem Zeichen individuellen Geistes. Der Christbaum ist bestimmt die traurigste und vulgärste Erfindung der Menschheit. Es erübrigt sich wohl zu sagen, dass wir ein riesiges Exemplar im Wintergarten haben, dessen Spitze vom Glasdach umgebogen wird. Ging aufs Geratewohl ins Kino und sah dreißig Minuten *Brautfieber*. Voller Verlangen nach Rosemary Chance verließ ich das Theater. Übermorgen kommt Lucy, Gott sei Dank. In diesen Ferien muss ich sie küssen, oder ich gehe ins Kloster.

## **24. Dezember 1923**

Heiligabend. Lucy sagt, sie will in Edinburgh Archäologie studieren. Ich fragte, ob es überhaupt weibliche Archäologen gibt. Eine zumindest gibt es dann, hat sie geantwortet. Sie ist schön – in meinen Augen jedenfalls –, groß und kräftig, und ich liebe ihren Akzent.<sup>5</sup> Doch ihr langes Haar vermisse ich sehr. Meine Mutter sagte, nur um mir zu widersprechen, dass sie Lucys Bubikopf »*très mignon*« findet.

Habe Scabius und Leeping geschrieben und mögliche Herausforderungen vorgeschlagen. Auch dass wir uns ab nächstem Trimester mit dem Vornamen anreden und das

nach außen hin kundtun sollten. Ich habe mit »Logan« unterschrieben und spürte einen kleinen rebellischen Kitzel dabei: Wer weiß, wohin diese Gesten unabhängiger Gesinnung noch führen werden. Ich bin sicher, sie machen beide mit. Mutter hat gerade den Kopf durch die Tür gesteckt (ohne anzuklopfen) und mich erinnert, dass Vaters Kollegen gleich zur traditionellen Heiligabend-Cocktailparty eintreffen: verkrampte, zugeknöpfte Abteilungsleiter und Unterabteilungsleiter, die nur ein einziges Gesprächsthema kennen, nämlich die Konservierung und Eindosung von Rindfleischprodukten. Und damit beginnt die endlose Hölle des Weihnachtsfestes. Für Lucy sei Gott gedankt. Herrliche, anbetungswürdige, problematische Lucy.

## **1924**

### ***1. Januar 1924***

Es ist halb drei Uhr morgens, und ich bin voll. Voll wie eine Haubitze, sternhagelvoll. Das Folgende muss ich notieren, bevor die köstlichsten Erinnerungen verblassen und verschwimmen.

Am Silvesterabend gingen wir tanzen in den Golfclub. Mutter, Vater, Lucy und ich. Dem schlechten Essen (Lamm) folgte eine überraschend gute Kapelle. Ich trank große Mengen Wein und Bowle. Mit Lucy tanzte ich eine Art Quickstep (all die peinlichen und kostspieligen Unterrichtsstunden bei Leeping haben sich ausgezahlt: Ich

war gut). Ich hatte vergessen, wie groß sie mit hohen Absätzen ist – unsere Augen waren auf gleicher Höhe. Wir gingen hinaus, als die Kapelle einen Tango anfing und meine Mutter meinen Vater unter allgemeinem Applaus aufs Parkett führte.

Draußen auf der Terrasse mit Blick auf den ersten Abschlag und das achtzehnte Green rauchten wir beide eine Zigarette, machten ein paar Bemerkungen über die triste Lokalität, die erfreuliche Qualität der Kapelle, die untypische Milde der Nacht. Dann warf Lucy ihre Zigarette ins Dunkel und wandte mir ihr Gesicht zu. Unsere Unterhaltung verlief, wenn ich mich richtig erinnere, etwa so:

*LUCY: Ich nehme an, du willst mich jetzt küssen.*

*ICH: Äh ... Ja, bitte.*

*LUCY: Aber ich werde dich nicht heiraten.*

*ICH: Lucy, ich bin nicht mal achtzehn.*

*LUCY: Das ist egal. Ich weiß, was du im Sinn hast.*

*Aber ich möchte dir sagen, dass ich niemals heiraten werde. Niemals. Nicht dich und keinen anderen.*

Ich sagte nichts und wunderte mich, dass sie meine geheimsten Phantasien und Träume kannte. Und so küsste ich sie, Lucy Sansom, das erste Mädchen, das ich je geküsst habe. Ihre Lippen waren weich, meine Lippen waren weich, und es war ... eine Art fleischiges Gefühl, ganz ähnlich wie die Übungsküsse, die ich an das Innere meines Oberarms oder in meine Ellenbeuge gedrückt habe.

Es war angenehm – und das Gefühl der Verschiedenheit war nett, dass zwei Menschen in diesen Vorgang verwickelt waren, dass jeder dem anderen etwas gab (das ist ein schlechter Satz und nicht besonders sinnvoll, fürchte ich).

Dann steckte sie mir die Zunge in den Mund, und ich dachte, ich würde explodieren. Unsere Zungen berührten sich, meine Zunge stieß gegen ihre Zähne. Plötzlich verstand ich, warum um das Küssen von Mädchen immer so viel Theater gemacht wird.

Nach etwa fünf Minuten andauernden Küssens oder mehr sagte Lucy, dass wir aufhören müssen, und wir gingen getrennt hinein, Lucy zuerst, dann ich nach einer Pause, die lang genug war für eine Triumphzigarette, geraucht in zitternder Erregung. Die Gesellschaft im Golfclub drängte sich vor der Kapelle, da es nur noch drei oder vier Minuten bis Mitternacht waren. Ich war in einer Art Taumel und konnte Lucy nirgends entdecken. Meine Mutter winkte mich heran (sie sah übrigens, fällt mir auf, hervorragend aus, das rote Kleid passte gut zu ihrem neuen, glänzenden Haar). Als ich vor ihr stand, nahm sie meine Hand und flüsterte mir ins Ohr: »*Querido*, hast du deine Cousine geküsst?« Woher weiß sie das? Woran können Frauen das erkennen?

Und jetzt zu Bett, zur ersten Beglückung von 1924 – mit Träumen von der süßen Lucy.

**3. Januar [1924]**

Seltsamerweise, ärgerlicher Weise hat sich Lucy nicht noch einmal küssen lassen. Ich fragte nach dem Grund, und sie sagte: »Zu viel, zu früh.« Rätselhaft. Leeping und Scabius haben meine Briefe beantwortet, und die jeweiligen Herausforderungen fürs Frühjahr nehmen Gestalt an. Scabius schrieb, er und Leeping hätten eine »besonders schwierige« Herausforderung für mich, ich solle mich »auf ein spannendes und anstrengendes Frühjahr einrichten«.

Heute Nachmittag zum Golf mit Vater, nur widerwillig, aber er bestand ungewohnt hartnäckig darauf, dass wir ein bisschen frische Luft schnappen sollten. Der Tag war kalt und windig, und wir waren praktisch allein auf der zweiten Bahn. Die Greens waren vermoost und struppig. »Das sind die besonderen Härten der Wintergreens«, sagte Vater, als ich einen Putt aus vierzig Zentimetern Entfernung versieberte. Und wir mussten alle Fairway-Bälle spielen. Ich hackte wüst herum, während Vater vorsichtig und präzise spielte wie üblich, »auf Par«, und mit Abstand gewann, mit acht Punkten Vorsprung nach zwölf Löchern. Die letzten sechs ließen wir aus und redeten über alles Mögliche – übers Wetter, über die Aussichten einer Reise nach Uruguay, bei welchen Oxford-Colleges ich mich bewerben wolle und so weiter. Als wir am achtzehnten Fairway entlang auf das Clubhaus zuliefen (ich sah die kleine Terrasse, auf der ich mich mit Lucy geküsst habe), blieb er stehen und berührte meinen Arm.

»Logan, es gibt da etwas, was ich dir sagen muss.«

Ich reagierte nicht, dachte aber aus irgendeinem Grund sofort an den finanziellen Ruin. Ich sah Oxford dahinschmelzen wie Eis in der Sonne. Aber mein Vater machte keine Anstalten, die Unterhaltung fortzusetzen, strich nur seinen Schnurrbart und schaute feierlich drein, bis ich merkte, dass er auf meine symbolische und rhetorische Gegenfrage wartete.

»Und was ist es, Vater?«, fragte ich pflichtgemäß.

»Es geht mir nicht gut. Es scheint ... es scheint, dass ich nicht mehr lange zu leben habe.«

Ich benahm mich völlig hilflos. Was hat man in solch einem Fall zu sagen? Ich machte vage Einwendungen: Bestimmt nicht; das kann nicht sein; es muss doch da etwas geben ... aber was mich mehr erschreckte, war die Abwesenheit des Erschreckens; es war, als hätte er gesagt, wir brauchen jemanden, der im Garten mit anpackt. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, kann ich immer noch nicht glauben, dass eine so inhaltsschwere Ankündigung eine so geringe Wirkung auf den Augenblick hat - ihre potenzielle Tragweite scheint nicht wirklich fassbar zu sein. Als hätte jemand mit derselben Nüchternheit zu mir gesagt, dass mir vor dem dreißigsten Lebensjahr die Haare ausgehen werden oder dass ich niemals mehr als tausend Pfund im Jahr verdienen werde. So erschreckend diese Voraussagen auch sein mögen, sie haben keine wirkliche Macht über einen, wenn man so dasteht und sie anhört, sie bleiben für immer irgendwie hypothetisch. Und so empfand ich, empfinde ich auch jetzt die Ankündigung seines baldigen

Todes: Er hat keine Bedeutung. Er hat nicht die geringste Bedeutung für mich, obwohl mein Vater noch ziemlich ausführlich über sein Testament redete – dass er ein bescheidenes Vermögen angesammelt hat, dass Mutter und ich gut versorgt sein würden und alle nötigen Vorkehrungen getroffen seien. Und außerdem solle ich jetzt eine Stütze für meine Mutter sein und beruhigend auf sie einwirken. Ich senkte den Kopf und nickte, aber eher gehorsam als aufrichtig. Als er fertig war, reichte er mir die Hand, und ich schüttelte sie. Seine Hand war trocken und glatt, sein Händedruck überraschend kräftig. Schweigend gingen wir zum Clubhaus zurück.

Heute Abend vor dem Essen küsste ich Lucy auf dem Treppenabsatz vor der Wäschekammer. Sie wehrte sich nicht. Wir setzten die Zungen ein, und diesmal legte ich die Arme um sie und drückte ihren Körper an mich. Sie ist recht kräftig gebaut. Als ich ihre Brüste berühren wollte, schob sie mich mühelos weg, aber ich sah, dass sie rot wurde und erregt war, ihre Brust hob und senkte sich beim Atmen. Ich gestand ihr meine Liebe, und sie lachte. Wir sind miteinander verwandt, sagte sie, das ist verboten, wir begehen Inzest. Morgen reist sie ab, zurück in den Norden. Wie soll ich ohne sie weiterleben?

Heute Abend beim Dinner sah ich meinem Vater zu, wie er große Stücke von seiner Scheibe Hammelkeule absäbelte, in den Mund schob und herzhaft kaute – wenigstens sein

Appetit scheint nicht gelitten zu haben. Vielleicht sieht er die Dinge zu düster? Mein Vater ist ein nüchterner und bedachtsamer Mann, und es entspräche durchaus seiner Natur, wenn er in die professionellen Umschreibungen eines Arztes zu viel hineingedeutet hätte. Meine Mutter wirkte völlig ahnungslos, sie redete munter auf Lucy ein und zeigte ihr den neuen Perlmutterlack, mit dem sie ihre Fingernägel verziert hat. Weiß sie etwa nicht Bescheid? Aber hätte mein Vater mir nicht gesagt, dass die Sache unter uns bleiben soll, wenn er ihr die Wahrheit vorenthalten will?

Nach dem Essen spielte ich mit Lucy Schwarzer Peter, während Mutter und Vater Grammophon hörten und Vater seine abendliche Zigarre rauchte. Als Mutter hinausging, folgte ich ihr und fragte, ob es Vater gut gehe.

»Natürlich. Er ist munter wie ein Fisch im Wasser. Warum fragst du, Logan, *querido*?«

»Ich dachte, heute beim Golf wirkte er ein bisschen müde.«

»Er ist ja auch nicht mehr der Jüngste. Hast du ihn geschlagen?«

»Nein. Er hat mich glatt besiegt.«

»Erst wenn er beim Golf verliert, kannst du anfangen, dir Sorgen zu machen, Darling.«

So viel dazu, und nun sitze ich in meinem grässlichen braun-silbernen Zimmer und habe nichts als den berühmten »Golftest«, um Vaters Gesundheitszustand zu

beurteilen. Ein paar Zimmer weiter liegt Lucy in ihrem Bett. Ob sie wohl an mich denkt, so wie ich an sie denke? Ich glaube, ich liebe sie wirklich, nicht so sehr wegen ihrer Schönheit als wegen ihrer Ehrlichkeit, ihres Charakters, der viel stärker ist als meiner. Vielleicht fühle ich mich deshalb so zu ihr hingezogen: Ich spüre meine Schwächen und Fehler so sehr, und ich habe das Gefühl, dass ich Lucys Kraft brauche, um mit ihrer Hilfe aufzublühen und zu gedeihen und alles zu erreichen, was ich nur erreichen kann.

### ***[Ende Januar 1924]***

Mistschule und Mistwetter. Ich habe mich getrennt mit Scabius und Leeping besprochen – Pardon, Peter und Ben –, und wir werden uns nach der Schule beim Tee unsere Herausforderungen mitteilen.

Holden-Dawes rief mich heute Nachmittag nach Geschichte zu sich und fragte, bei welchen Colleges ich mich in Oxford zu bewerben gedenke. Ich erzählte ihm, ich schwankte noch zwischen Balliol und Christ Church. Er reagierte mit seinem ironischen Lächeln und riet mir von beiden ab. Aber Scabius bemüht sich um ein Balliol-Stipendium, wandte ich ein. Und ihr seid natürlich unzertrennlich, sagte H-D und fügte hinzu, das sei kein taktisch kluger Grund, sich für Oxford zu bewerben. Eine Weile lang musterte er mich stumm, und dann stieß er mehrere Male seinen Federhalter in meine Richtung, als hätte er einen welterschütternden Entschluss gefasst.

»Für dich kommt Turl infrage«, sagte er, »weder Broad noch High.«

»Und wo sind diese Orte gelegen, Sir?«, fragte ich.

»Das sind Straßen in Oxford, Mountstuart.«

»Ja, ich sehe dich bestens aufgehoben in einem der bezaubernden kleinen Colleges auf der Turl Street – Exeter oder Lincoln. Sogar Jesus käme infrage. Ich habe einen alten Bekannten beim Jesus, der von Nutzen sein könnte – ja, eins von diesen wäre ideal. Weder Balliol noch House, Mountstuart, nein. Das ist nichts für dich. Nein, nein, nein, glaub mir.«

Er redete eine Weile lang weiter in diesem lästigen, etwas gönnerhaften Ton und meinte, er würde mit dem Leguan<sup>6</sup> darüber reden, fügte dann hinzu, es gebe sehr »zugängliche« Stipendien und Gratifikationen im Lincoln, Exeter und Jesus, die durchaus im Bereich meiner Möglichkeiten lägen. Ich hatte keine Ahnung, wovon er redete, denn außer den berühmten kenne ich keine Colleges in Oxford, da ich erst einmal da war, im Alter von zwölf Jahren. Ich bin allerdings nicht sicher, ob ich mich über H-Ds Interesse für meine Person freuen oder wundern soll – es ist schon höchst ungewöhnlich, dass er sich um die Zukunft einzelner Schüler bemüht. Bin ich vielleicht zu einem Vorzugsschüler geworden?

Später. Die Herausforderungen. Scabius und Leeping sind Schufte und Schurken – sie verdienen es nicht, mit dem vertraulichen Vornamen angeredet zu werden, nach dem,